

bild halte. Haben innerhalb eines Jahres n Wiederholungen stattgefunden, so wird das letzte Bild anders aussehen, als wenn in der ganzen Zwischenzeit der ursprüngliche Eindruck sich ungehindert hätte entwickeln und transformiren können. —

Da der Artikel die Wiedergabe des Kongressvortrages ist; so werden die Ergebnisse der Versuche mehr in Bausch und Bogen mitgetheilt und nur an wenigen speziellen Beispielen illustriert. Mehr Einzelheiten und vor Allem recht ausgiebige Darbietung der Zeichnungsreihen dürfen wir wohl von späteren Publikationen erhoffen, da dieselben, trotz aller oben ausgesprochener Bedenken, doch nach vielen Richtungen hin lehrreich zu sein scheinen. PH. theilt die möglichen Transformationen der Vorstellungsbilder in drei Hauptgruppen ein; bald hat das Bild eine Tendenz zu verschwinden (sei es, dass es so matt und wirr wird, dass eine zeichnerische Wiedergabe immer schwerer möglich wird, sei es, dass es mehr und mehr an Details verliert und sich schematisirt); bald wechselt es, nimmt neue Details auf und geht schliesslich in einen ganz andern Typus über; bald nähert es sich einem generellen Typus, welcher die Gruppe, der der Gegenstand angehört, repräsentirt. Die drei Gruppen werden freilich nur schwer auseinanderzuhalten sein. Merkwürdiger Weise erwähnt Verf. gar nicht den Einfluss, den die begleitende Wortvorstellung auf die Umwandlung des Vorstellungsbildes hat; die Fälle, wo sie stark mitwirkt, würden dann wohl in die dritte Gruppe zu rechnen sein. Denn da mit dem Wort „Maske“, „Knopf“ etc. bereits eine auf zahlreiche Einzelerfahrungen aufgebaute undeutliche Gesichtsvorstellung verbunden ist, so kann sich diese, falls die Erinnerung an den gezeigten Gegenstand sich wesentlich an das Wort knüpft, leicht für das spezifische optische Erinnerungsbild gerade dieser Maske, dieses Knopfes einschleichen.

Es wäre erfreulich, wenn die PH.'sche Anregung, die Lebendigkeit und Entwicklungsfähigkeit des Vorstellungsbildes zu untersuchen, auf fruchtbaren Boden fiele. Gegen jene mythologischen Vorstellungen von der Vorstellung, die diese für ein stabiles Ding halten und sie erledigt zu haben glauben, wenn sie sie in irgend eine Erinnerungszelle eingeschachtelt haben, werden Forschungen dieser Art ein gutes Kampfmittel sein.

W. STERN (Breslau).

H. RICKERT. **Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.** Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften. Erste Hälfte. Freiburg i. B. und Leipzig. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. 1896. 304 S.

Unzufrieden mit der bisherigen seit J. ST. MILL angenommenen Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften und ihrer Begründung will der Verfasser ein neues Merkmal der Eintheilung der Wissenschaften finden. Und zwar bietet ihm ein solches nicht die Verschiedenheit des Objekts, sondern, indem er einen von W. WINDELBAND in seiner Rektoratsrede von 1894 ausgesprochenen Gedanken weiter ausführt, die Verschiedenheit der Methode der Betrachtung. Die naturwissenschaftliche Betrachtung sucht nach R. die Unendlichkeit der Einzeldinge (die extensive Unendlichkeit) und die Unendlichkeit der Merkmale eines Dinges (die intensive Un-

endlichkeit) durch allgemeine Begriffe und Gesetze zu überwinden. Diese Begriffe und Gesetze aber ignorieren das Individuelle, sie verlieren darum schliesslich jede Anschaulichkeit, werden zu mathematischen Relationsbegriffen, dem Ideale und Ziele der Naturwissenschaft. Im Gegensatz zu ihnen soll die geschichtliche Betrachtung sich nur auf das Individuelle, das Anschauliche richten, dieses allein zu ihrem Objekte machen, so dass „historische Gesetze“ für RICKERT eine „*contradictio in adjecto*“ sind (S. 258).

Die Psychologie galt bisher von J. ST. MILL bis WUNDT als die Grundlage der Geisteswissenschaften; für R. fällt mit der MILL'schen Unterscheidung diese grundlegende Stellung der Psychologie. Vielmehr ist auch nach ihm auf sie der grundlegende Unterschied anzuwenden, den er zwischen den zwei verschiedenen wissenschaftlichen Methoden macht. Es giebt eine naturwissenschaftliche Psychologie; ihr Ziel ist ein System aus einfachen, darum nothwendig abstrakten, nicht anschaulichen, nur begrifflich isolirten Elementen des Seelenlebens, entweder aus der „einfachen Empfindung“ allein oder daneben noch aus Gefühl und Wille aufzubauen. Ausser dieser aber soll es noch eine der von DILTHEY geforderten ähnliche „historische“ Psychologie geben, die das Individuelle rein beschreibend darstellt. Ihre „Stärke“ beruht nach RICKERT „vielleicht auf dem Mangel an Systematik“ (S. 188).

Die erste Art von Psychologie ist also eine reine Naturwissenschaft, aber nicht im Sinne des Materialismus. Denn Natur ist nichts weiter als „die Wirklichkeit mit Rücksicht auf ihren gesetzmässigen Zusammenhang“ (S. 212), eine Definition, die rein Kantianisch ist, ohne dass R. sich dessen bewusst zu sein scheint. Freilich können nach R. die Elemente dieser Psychologie nicht ganz so qualitätslos sein, wie die Elemente der Physik; denn die letzteren haben, nach Verlust jeder Qualität, noch die räumlichen Bestimmungen zu ihrem Inhalte, während die Begriffe des Seelenlebens, die von räumlichen Bestimmungen von vornherein nichts enthalten (auch nichts von zeitlichen?), wenn sie nicht irgend eine Qualität enthielten, ganz inhaltsleer wären. Damit bleibt aber die von RICKERT bekämpfte WUNDT'sche Unterscheidung bestehen, dass die letzten Thatsachen der Psychologie anschaulich, die der Naturwissenschaften aber erschlossen sind. Denn die auch bei R. unentbehrliche Qualität der seelischen Phänomene ist Anschauung. R.'s historische Psychologie aber, die auf jede Systematik, auf jede begriffliche Zusammenfassung verzichten, sich nur in Aufzählung von Einzelheiten erschöpfen soll, ist eine Unmöglichkeit, ein Phantom, ein Begriff, der, nur durch logische Kontradiktion gegen das Gesetzmässige zu Stande gekommen, der Anwendbarkeit auf das Wirkliche ebenso entbehrt, wie etwa der Begriff des Nicht-Seienden, und der nur soweit eine gewisse Ausführbarkeit erhält, als er mit einem konträren Gegensatze des Gesetzmässigen, dem weniger Gesetzmässigen, verwechselt wird. Und was dem RICKERT'schen Gegensatze zu Grunde liegt, ist wohl das nicht zu völliger Klarheit gekommene Bewusstsein, dass ein Unterschied obwaltet zwischen der einfachen Kausalität des von den Bedingungen der Association beherrschten Seelenlebens, die sich der Einfachheit der Kausalität der Mechanik annähert, und der komplizirteren Kausalität der über die Association hinausgehenden psychischen Thätigkeit. Aber das Streben nach der Feststellung des Gesetzmässigen muss immer und überall bestehen

bleiben, es ist als regulative Idee unentbehrlich, bei Strafe des Rückfalles in das Unwissenschaftliche, in die oben erwähnte doppelte Unendlichkeit.

Wichtiger als die Forderung der illusorischen „historischen Psychologie“ sind die terminologischen Erörterungen R.'s über die mannigfachen Bedeutungen von „Seele“, „Geist“, „Subjekt“ u. a. Es wird z. B. ein psychophysisches, ein psychologisches und ein erkenntnistheoretisches Subjekt unterschieden. Doch bleibt es meist bei skizzenhaften Andeutungen, ohne Berücksichtigung verwandter Ansichten anderer Philosophen; es ist zu wünschen und zu hoffen, dass die in Aussicht gestellte zweite Hälfte nähere Ausführungen bringe.

P. BARTH (Leipzig).

YRJÖ HIRN. **Förstudier till en konstfilosofi på psykologisk grundval.** (Vorstudien zu einer Kunstphilosophie auf psychologischer Grundlage.) Helsingfors, 1896. 162 S. Selbstanzeige.

Verfasser ist seit einigen Jahren beschäftigt mit Vorarbeiten zu einer Philosophie der Kunst, die auf die Psychologie der Gefühle gegründet werden wird. Obengenanntes Buch besteht aus Fragmenten dieses Werkes, die im Frühjahr 1896 als Akademische Dissertation vorläufig mitgeteilt wurden.

Im ersten Kapitel: „Die Kunst bei den Thieren“, sucht Verf. nachzuweisen, dass die ästhetischen Charaktere und Prästationen des Männchens nicht als Resultat eines bewussten, kunstverständigen Wählens des Weibchens entwickelt sind. Der Gesang und der Tanz, welche Verf. als unvermittelte Ausdrücke eines übermächtigen Gefühles auffasst, sind aber im eminenten Grade geeignet, den Geschlechtscharakter des Männchens dem Weibchen zu verdeutlichen. Mit Hülfe dieser Aeusserungen, mit seiner stolzen, aufgeschwollenen Haltung und mit der Pracht seines Gefieders drängt sich das Bild des Männchens in die Sinne des, gemäss seinem Instinkte, scheuen und schüchternen Weibchens ein. Die verschiedenen, durch ihre Kleinheit und Glanz faszinirenden Gegenstände, mit welchen die australischen Laubenvögel vor dem Weibchen figuriren, dienen demselben Zwecke wie die Ocelli des Pfaues und die Troddel einiger Kolibriarten. Der einzige Unterschied ist, dass der eine Vogel auf dem Schwanz trägt was der Andere im Schnabel hält. Dass gleichartige Gegenstände auch beim Schmuck der Menschen verwendet werden, beruht nicht, wie DARWIN es glaubt, auf gemeinsamen ästhetischem Geschmack, sondern hat seinen Grund darin, dass Vögel und Menschen durch gleichartige Sinnesindrücke stimulirt werden.

Die Untersuchungen des Verfassers haben in manchen Punkten zu gleichen Resultaten geführt wie die Studien des Prof. GROOS. Verf. entfernt sich von GROOS in seiner Auffassung von dem Verhältnisse zwischen Ausdrucksbewegungen und Instinktbewegungen. Während GROOS das Singen und Tanzen etc. des Männchens als ein instinktives Bewerbungsmittel auffasst, glaubt Verf. vielmehr, dass dieses Betragen ursprünglich nur ein Gefühlsausdruck gewesen, welcher Ausdruck aber durch natürliche Auswahl eine bestimmte, eminent exzitirende Form gewonnen. Leider wurde ihm „Die Spiele der Thiere“ bekannt erst nachdem sein Manuskript schon